

SIMONA NOREIK, MAJA BRODRECHT,
JÖRG PAULUS (HG.)

ÄSTHETIKEN UND MATERIALITÄTEN DES ÜBERGANGS UND DES ÜBERTRAGENS

Fachreferat
endgültig bearbeitet:
Mai 2006 (!)
= Buch 30 Jahre
im Geschäftsgang

SCHWABE VERLAG

08470



**Simona Noreik,
Maja Brodrecht,
Jörg Paulus (Hg.)**

**Ästhetiken
und Materialitäten
des Übergangs
und des Übertragens**

Schwabe Verlag



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Schwabe Verlag Berlin GmbH

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschließlich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Abbildung Umschlag: Walter Schenk: Laufzettel, auch ein Stück Bibliotheksgeschichte; 25 Jahre Bibliothek der Universität Konstanz; Konstanz 1989, ergänzt bis 2006, umfasst Laufzettel aus den Jahren 1965 bis 2006, Signatur R 54/27.

Korrekturat: Constanze Lehmann, Berlin

Cover: icona basel gmbh, Basel

Layout: icona basel gmbh, Basel

Satz: 3w+p, Rimpär

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Printed in Germany

ISBN Printausgabe 978-3-7574-0097-2

ISBN eBook (PDF) 978-3-7574-0098-9

DOI 10.31267/978-3-7574-0098-9

Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche.

Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabeverlag.de

www.schwabeverlag.de

Inhalt

Vorwort	7
<i>Simona Noreik</i>	
Existenzweisen des Transitorischen. Zur medial-materiellen Verfasstheit von Übergängen	9
<i>Michael Rölcke</i>	
In einem großen «Waschkorb» gefunden. Briefkopierhefte aus dem Nachlass Paul Emile Thieriets in der Sammlung Varnhagen	31
<i>Jadwiga Kita-Huber</i>	
Textuell-materielle Transformationsprozesse im Briefnachlass Helmina von Chézys, mit besonderer Berücksichtigung von Abschriften	49
<i>Betty Brux-Pinkwart</i>	
«Mein unschuldiges Inkognito» – Briefabschriften und hybride Autorschaft bei Friederike und Emilie Lohmann	67
<i>Héctor Canal</i>	
Handschriftliche Regiebücher als Medium des Übertragens – Calderón auf dem Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung	85
<i>Jörg Paulus</i>	
Anrufung, Abschrift, Abfall. Technoästhetische Übergangsgefüge im Archiv (1800–1850)	111
<i>Lilli Hallmann</i>	
Die Treppe ins Archiv? Zum Umgang mit NS-Kunst in öffentlichen Gebäuden am Beispiel des Treppenhauses der Bauhausstraße 11 in Weimar	129
<i>Anne Brannys und Edith Kollath</i>	
Präsenz Schwelle Auflösung – zur Körperlichkeit von Chor und Demokratie	149
<i>Stephan Gregory</i>	
Subjekte im Kopiervorgang	171
<i>Arno Barnert</i>	
Laufzettel – eine bibliothekarische Wegbeschreibung	189

Jano Sobotka

Notizen im Übergang – zu Iris Hanikas *Mercur*-Kolumnen
und *Das Loch im Brot* 209

Abbildungsverzeichnis 221

Autorinnen und Autoren 225

Personenregister 227

Vorwort

Das vorliegende Buch entstand im Rahmen des an der Bauhaus-Universität Weimar angesiedelten und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes «Die Existenzweisen von Abschriften und Kopien in Briefkopierbüchern». Im Mittelpunkt des Vorgängerbandes *Duplikat, Abschrift & Kopie. Kulturtechniken der Vervielfältigung*, der das Projekt begründete, standen konkrete Praktiken und Gefüge der Vervielfältigung, die einem Grundgedanken der Kulturtechnikforschung zufolge den Begriffen und Konzepten stets vorausgehen. Richtet sich von da aus der Blick erweiternd und verallgemeinernd auf Übertragungs- und Übergangsprozesse – auch jenseits bildlicher und schriftlicher Repräsentation –, dann geraten verstärkt medienanthropologische Bedingungen und Folgen solcher Praktiken in den Blick. Der Begriff der Existenzweise lässt sich damit konkretisieren. Um solcherart Ästhetiken und Materialitäten des Übergangs und der Übertragung im Zusammenspiel zu beobachten und einzuordnen, greift der vorliegende Band zunächst auf das weite Spektrum von Theorien des Transitorischen zurück, um diese dann ihrerseits im Kaleidoskop transitorischer Ereignisse zu reflektieren. Dabei stellen sich erneut Fragen nach kulturtechnischen Entsprechungen des Übergangs, nach spezifischen Formen der Übertragung sowie danach, welche Stationen Objekte und Materialien, aber auch Menschen durchlaufen, bevor sich ihre Existenz zumindest temporär verstetigt. Transitionsprozesse werden dabei von vielfältigen Verrichtungen begleitet und auch hervorgebracht: von Ritualen, schriftlichen Verzeichnungsformen, Unterschriften und digitalen Signaturen. Aus dem Zusammenspiel solcher Ereignisse und Objekte entstehen ganz spezifische Übergangsästhetiken, die gleichermaßen daran arbeiten, in die statischen Reiche der Ontologien und Epistemologien neue Spielräume der Beweglichkeit einzutragen. Der Band untersucht sie in künstlerischen, architektonischen, literarischen und bürokratischen Zusammenhängen, denn Spuren dieser Ästhetiken lassen sich auch in Treppenhäusern und Kapellen, in Bibliotheken und Archiven, in Theatern sowie Verlagshäusern finden.

Unser Dank richtet sich an alle Autorinnen und Autoren dieses Bandes sowie an diejenigen, die von Anfang an am Forschungsprojekt beteiligt waren, namentlich

Fabian Winter und Andrea Hübener. Sehr herzlich danken wir auch Harald S. Liehr und Sonja Peschutter im Schwabe Verlag, die unsere Publikation überaus sachkundig, geduldig und freundlich begleitet haben.

Simona Noreik, Jörg Paulus, Maja Brodrecht
Weimar im Mai 2023

Existenzweisen des Transitorischen. Zur medial-materiellen Verfasstheit von Übergängen

Simona Noreik (Weimar)

Phänomene des Übergangs werden verhandelt in den unterschiedlichsten Disziplinen und unter einer Vielzahl an Namen: Transition, Wandel, Veränderung, Werden, Transformation, Grenzübertritt, Shift usw. – dies alles sind verwandte oder synonym gebrauchte Begriffe für ein Konzept, das sowohl im wissenschaftlichen Diskurs¹ als auch generell im menschlichen Leben so allgegenwärtig ist, dass «wir riskieren», wie Bruno Latour 2012 in seinen *Existenzweisen* schreibt, «nicht mehr dafür sensibel zu sein».² Übergangssituationen und die damit verbundenen Erfahrungen erscheinen – blickt man v. a. auch auf diejenigen Prozesse, die das Dasein strukturieren und Möglichkeiten aufzeigen, schaffen, verhindern – so vertraut, dass man sie kaum bis gar nicht mehr als etwas Außergewöhnliches wahrnimmt; sei es im Privaten der bevorstehende Umzug, der Jobwechsel oder die Hochzeit, sei es in der Forschung die Dokumentation eines Experiments.

Ein Bedürfnis, über diese nicht nur individuell, sondern auch kollektiv *er-* und gelebten Übergangserfahrungen zu sprechen, Übergangsprozesse beschreib-

1 Begriffe wie ‚Grenze‘, ‚Schwelle‘ und deren Spielarten sowie stets mit ihnen verbundene Explorationen des Verhältnisses von Innen und Außen und Konzeptualisierungen von Vorgängen der Überschreitung, Transgression und Passage begegnen verstärkt seit der Wende zum Jahr 2000 u. a., aber nicht exklusiv in der Architektur und Urbanistik, der Raumforschung, der Soziologie, der Philosophie, den Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften, in Gender- und Körper-Diskursen, ethnologischer und anthropologischer Forschung, der Pädagogik und Psychologie usw. An dieser Stelle kann kein auch nur ansatzweise auf Vollständigkeit abzielender Überblick gegeben werden; es sei nur stellvertretend verwiesen z. B. auf folgende Einzelstudien und Sammelbände: Rüdiger Görner/Suzanne Kirkbright (Hrsg.): *Nachdenken über Grenzen*, München 1999; Rüdiger Görner: *Grenzen, Schwellen, Übergänge. Zur Poetik des Transitorischen*, Göttingen 2001. Clemens Ruthner: *Am Rande. Kanon, Kulturökonomie und die Intertextualität des Marginalen am Beispiel der (österreichischen) Phantastik im 20. Jahrhundert*, Tübingen/Basel 2004; Achim Geisenhanslüke/Georg Mein (Hrsg.): *Schriftkultur und Schwellenkunde*, Bielefeld 2008; Therese Frey Steffen (Hrsg.): *Körpergrenzen/Body Boundaries*, Köln/Weimar/Wien 2011; Gerald Lamprecht/Ursula Mindler/Heidrun Zettelbauer (Hrsg.): *Zonen der Begrenzung. Aspekte kultureller und räumlicher Grenzen in der Moderne*, Bielefeld 2012; Annika von Lüpke/Tabea Strohschneider/Oliver Bach (Hrsg.): *Limina. Natur – Politik. Verhandlungen von Grenz- und Schwellenphänomenen in der Vormoderne*, Berlin/Boston, MA 2019.

2 Bruno Latour: *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen*, Berlin 2014, S. 349.

bar und damit in vielen Fällen überhaupt erst artikulierbar zu machen, besteht seit jeher. Die menschliche Existenz ist geprägt von Übergängen; es sind Übergänge, die passiv durchlebt werden, denen man ausgeliefert ist; es sind die Übergänge Anderer, die man beobachtet oder mitgestaltet; es sind individuelle Übergänge, die aktiv und zielführend initiiert werden.

Das Leben beginnt und endet mit einem Übergang. Doch die Reflexion beschränkt sich nicht nur auf das, was zwischen diesen beiden Hauptkoordinaten geschieht: Was passiert nach dem Tod, wie gestaltet sich (Nicht-)Existenz, nachdem diese finale Grenze überschritten worden ist?³ Die Beschäftigung mit solchen und ähnlichen Fragen spiegelt sich beispielsweise in Religion und Kunst und beeinflusst gesellschaftliche Zusammenhänge.

Doch Übergangserfahrungen, real oder imaginiert, motivieren und bedingen nicht nur persönliche, philosophische und künstlerische Auseinandersetzungen, sondern begründen ganze Wirtschaftszweige, wenn Übergänge legitimiert und begleitet werden, z. B. durch Institutionen und Dokumente.⁴ Übergänge als Gesellschaft konstituierende Ereignisse und scharnierhafte Funktionselemente sind entsprechend auch stets auf externe Instanzen angewiesen, die sich außerhalb des den Übergang vollziehenden Individuums und seiner Möglichkeiten befinden. Es bleibt festzuhalten: Ein Übergang ist stets ein durch Kollektiv- und Netzwerk-Strukturen zu charakterisierender Vorgang.

Mit der Selbstverständlichkeit, der Omnipräsenz des Phänomens Übergang geht allerdings eine Schwierigkeit einher, die das Sprechen über diese Vorgänge betrifft, nämlich dann, wenn es über eine bloße chronologisch orientierte oder psychologisierende bzw. primär emotional basierte Rekonstruktion des Ablaufs hinausgehen soll. Die Verbalisierung dessen, was passiert, soll sie in ihrer Zusammensetzung von grundlegenden Annahmen zur Funktionsweise von Übergängen ausgehen und zugleich deren individuellen Ausprägungen Rechnung tragen statt vor allem das Ergebnis eines durch sprachliche Konventionen auferlegten Zwangs sein, der weitere Vorannahmen bedingt und so zu Schlüssen

3 Vgl. für einen Überblick z. B. Petra Gehring: *Theorien des Todes*, 4., ergänzte Auflage, Hamburg 2021.

4 Exemplarisch können das Testament und die damit verbundenen Praktiken als Beispiel gelten u. a. für die Relevanz materieller Objekte und bürokratischer Strukturen, innerhalb derer sie sich bewegen und über die hinaus sie Wirkkraft entfalten, regelt das Testament doch einerseits den Umgang der Hinterbliebenen mit dem, was vom verstorbenen Individuum bleibt, und fungiert zugleich als dessen Substitut, d. h., die gleichzeitige An- und Abwesenheit des Verstorbenen wird manifest durch legitimierende Dokumente wie das Testament. Vgl. zum Wandel des Testaments vom rein sakralen zum säkularisierten Objekt im Laufe des 17. Jahrhunderts Philippe Ariès: *Geschichte des Todes*, 13. Auflage, München 2015, S. 248–259. Vgl. ferner, die Relevanz des Themas durch literarische Inkorporation unterstreichend, auch Ulrike Vedder: *Das Testament als literarisches Dispositiv. Kulturelle Praktiken des Erbes in der Literatur des 19. Jahrhunderts*, München 2011.

verleitet, die eher der metaphorischen Abstraktion als der individuellen Situation verpflichtet sind, stellt das Individuum vor Herausforderungen: Im Idealfall, denkt man auch hier z. B. an bekannte Kommunikationsmodelle wie das von Niklas Luhmann,⁵ bedeutet das Sprechen über Übergänge die Artikulation eines komplexen Vorgangs auf eine Art und Weise, die ihn transparent und nachvollziehbar macht für das Individuum selbst *und* für Andere. Vor dem Hintergrund dieser Problematik und dem Wunsch, Übergänge zu kommunizieren, haben sich unterschiedliche Ansätze herausgebildet, die das Phänomen ergründen wollen: Neben Kunst⁶ und Religionen sind es auch ganze Forschungszweige, die Beschreibungswerkzeuge liefern, denkt man z. B. an die Geschichts- und Literaturwissenschaften mit ihrer Etablierung von Epochen und Strömungen, ebenso die Kunstgeschichte, hier beispielsweise Erwin Panofskys Adaption von Ernst Cassirers Konzept der symbolischen Formen im Rahmen seiner Nachzeichnung des Wandels menschlicher Raumwahrnehmung,⁷ an die Entwicklungspsychologie,⁸ die Identitätsforschung,⁹ die Prozessphilosophie, wie sie z. B. von Henri Bergson

5 Vgl. Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, 16. Auflage, Frankfurt a. M. 2015, S. 191–241.

6 Vgl. stellvertretend für aktuelle Ansätze z. B. Rosi Braidotti: «Transformations», in: Michael Schwab (Hg.): Transpositions. Aesthetico-Epistemic Operators in Artistic Research, Leuven 2018, S. 23–31. Braidotti plädiert mit ihrer v. a. (sozial-)politisch und ethisch ausgerichteten Argumentation für eine Gleichberechtigung künstlerisch-kreativer und wissenschaftlicher Perspektiven und den positiven Ertrag, der sich für beide Seiten auf Basis einer Offenheit für vermeintlich «abwegige» Ansätze einstellen kann.

7 Vgl. Erwin Panofsky: «Die Perspektive als «symbolische Form»» (1927), in: Ders.: Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft, hg. von Hariolf Oberer und Egon Verheyen, Berlin 1980, S. 99–167. Kritisch dazu: Philipp Freytag/Anna Schwitalla/Yvonne Schweizer/Barbara Lange/Julica Hiller-Norouzi/Frank Dürr (Hgg.): Raum – Perspektive – Medium. Panofsky und die visuellen Kulturen, Tübingen 2009. Für einen alternativen Ansatz vgl. Hubert Damisch: Der Ursprung der Perspektive, Zürich 2010.

8 Vgl. z. B. Nancy K. Schlossberg: «A Model for Analyzing Human Adaptation to Transition», in: The Counseling Psychologist 9/2 (1981), S. 2–18; dazu weiterhin Mary Louise Anderson/Jane Goodman/Nancy K. Schlossberg: Counseling Adults in Transition. Linking Schlossberg's Theory with Practice in a Diverse World, 4. Auflage, New York, NY: Springer Publishing 2012; Petra Bauer/Barbara Stauber/Andreas Walther (Hgg.): Doing Transitions. Die Hervorbringung von Übergängen im Lebenslauf, Weinheim/Basel 2022.

9 Vgl. z. B. Wolfgang Welsch: «Identität im Übergang. Philosophische Überlegungen zur aktuellen Affinität von Kunst, Psychiatrie und Gesellschaft», in: Otto Benkert/Peter Gorsen (Hgg.): Von Chaos und Ordnung der Seele – ein interdisziplinärer Dialog über Psychiatrie und moderne Kunst, Berlin/Heidelberg/New York, NY 1990, S. 91–105; Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze, übersetzt von Käte Hügel, Frankfurt a. M. 2020.

betrieben worden ist,¹⁰ die Relevanz des ‹Dao› in der chinesischen Philosophie bzw. die Lehre vom Weg (‹Daoxue›)¹¹ usw.

Ganz grundsätzlich ist es hilfreich, dass eine grundlegende Kommunizierbarkeit bereits dadurch gewährleistet wird, dass es sich bei dem Prozess um einen lebensweltlich-essentiellen, existentiellen Vorgang von universaler Dimension handelt; so wird es möglich, sich auf den Erfahrungsraum und die Empathie der Anderen zu berufen im Bewusstsein, dass Implikationen ausreichend sind, um verstanden zu werden. Sobald aber konkretere Aussagen getroffen und spezifische Kontexte berücksichtigt und nachvollzogen werden sollen, benötigt es neben Vokabular und Handlungsfähigkeit vor allem auch Folgendes: Strukturen und Rollen. Dezierte Beispiele für Strukturierungen von Prozessen finden sich u. a. in der Ritualtheorie oder in der oben kurz erwähnten Bürokratie und den damit verbundenen Materialitäten.

Die besonders seit den 2010er Jahren populären Überlegungen zum Liminalen im Ausgang von v. a. Victor W. Turners Drei-Phasen-Modell, wie er es ausführlich in Anlehnung an Arnold van Genneps ‹rites de passage›¹² und vor dem Hintergrund eigener ethnologischer Feldforschungen in *Das Ritual. Struktur und Antistruktur* (1969)¹³ herausgearbeitet hat, demonstrieren die hohe Flexibilität und Anwendbarkeit über die Grenzen der Ethnologie hinaus.¹⁴ Während derartige Schematisierungen den Zugriff auf und die Deskription von

10 Vgl. Henri Bergson: *Schöpferische Evolution*, neu aus dem Französischen übersetzt von Margarethe Drewsen, mit einer Einleitung von Rémi Brague, Hamburg 2014.

11 Vgl. einführend z. B. Wolfgang Bauer: *Geschichte der chinesischen Philosophie. Konfuzianismus, Daoismus, Buddhismus*, hg. von Hans van Ess, 3. Auflage, München 2018.

12 Vgl. Arnold van Gennep: *Übergangsriten*, aus dem Französischen von Klaus Schomburg, mit einem Nachwort von Sylvia M. Schomburg-Scherff, 3., erweiterte Auflage, Frankfurt a. M./New York, NY 2009.

13 Victor W. Turner: *Das Ritual. Struktur und Antistruktur*, Neuauflage, Frankfurt a. M./New York, NY 2005.

14 Vgl. mit Blick auf das Spektrum u. a. Bjørn Thomassen: *Liminality and the Modern. Living Through the In-Between*, Farnham, Surrey/Burlington, VT 2014; Ágnes Horváth/Bjørn Thomassen/Harald Wydra (Hgg.): *Breaking Boundaries. Varieties of Liminality*, New York, NY/Oxford 2015; Dara Downey/Ian Kinane/Elizabeth Parker (Hgg.): *Landscapes of Liminality. Between Space and Place*, London/New York, NY 2016; Arpad Szokolczai: *Permanent Liminality and Modernity. Analysing the Sacrificial Carnival Through Novels*, London/New York, NY 2017; Paul Stenner: *Liminality and Experience. A Transdisciplinary Approach to the Psychosocial*, London 2017; Jochen Achilles/Ina Bergmann (Hrsg.): *Liminality and the Short Story. Boundary Crossings in American, Canadian, and British Writing*, London/New York, NY 2019; Matthias Fechner/Henriette Stahl (Hgg.): *Subjekt und Liminalität in der Gegenwartsliteratur*, Bd. 8.2: *Schwellenzeit, Gattungstransitionen, Grenzerfahrungen*. Sergej Birjukov zum 70. Geburtstag, Berlin u. a. 2020; Maria Rita Tagliaventi: *Liminality in Organization Studies*, New York, NY 2020; Mariusz Jakosz/Joanna Szczęk (Hgg.): *Dynamiken des Liminalen. (Diskurs)linguistische Annäherungen an das Phänomen Grenze*, Göttingen 2022.

bestimmten Phänomenen erleichtern, indem sie ein vorgefertigtes Muster anbieten, riskiert man bei der Einpassung jedoch auch immer eine Reduzierung und die Elimination sinntragender Nuancen und Details zugunsten einer besseren Handhabbarkeit; im schlimmsten Fall ist es eine Verzerrung des Gegenstands, die erreicht wird. Weiterhin sind in der Forschung die Tendenzen festzustellen, Turners Modell einerseits unhinterfragt auf Kontexte anzuwenden, für die es bei genauerer Betrachtung weder ausreichend noch angebracht erscheint, andererseits werden Turners spätere Differenzierungen vor genau diesem Hintergrund – nämlich, dass sich das Liminale nach Turners Verständnis nicht auf westliche Gesellschaften und den Freizeitcharakter vieler ritualhafter Aktivitäten übertragen lasse und exklusiv den Ritualen vorbehalten sei – ausgeblendet. Erika Fischer-Lichte hat 2009 in ihrem Vorwort zur Übersetzung von Turners Arbeit *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels (From Ritual to Theatre. The Human Seriousness of Play [1982])* darauf hingewiesen, dass sich der dort eingeführte Begriff des Liminoiden als Pendant in der Forschung nicht hat etablieren können;¹⁵ neben der zu wenig beachteten Unterscheidung zwischen dem Liminalen und dem Liminoiden ist es weiterhin die unkritische Überblendung unterschiedlicher Kulturkreise und Zeiträume sowie eine durch Fokussierung auf Teilelemente des Turner'schen Modells verursachte Verkürzung, die in Teilen der Forschung evident wird und selten wirklich neue Ergebnisse produziert. Der von Turner beschriebene Prozess ist von Symbolen und symbolischen Handlungen geprägt; entsprechend führt dessen Übertragung auf ganz konkrete Ereignisse zwar zu einer starken Metaphern- und Analogiebildung,¹⁶ weniger jedoch zu wirklicher Transparenz, d. h.: Die Applikation des Modells trägt zu einem besseren Verständnis unterschiedlicher Zustandsformen bei, es vermag allerdings kaum etwas über Funktionsweisen und Konsequenzen auszusagen, was v. a. auch darin begründet ist, dass das Augenmerk in der Regel auf dem den Prozess durchlaufenden Individuum und dessen Disposition und Motivation liegt und weniger z. B. auf Strategien, Objekten und Medien, die den Übergang ermöglichen, begleiten oder durch ihn erst hervorgebracht werden. Dies zu tun hätte zur Konsequenz, dass, wie so häufig getan, nicht nur die Zwischenphase als interessant in den Blick zu nehmen wäre, sondern das ganze Ge-

15 Vgl. Erika Fischer-Lichte: «Einleitung: Zur Aktualität von Turners Studien zum Übergang vom Ritual zum Theater», in: Victor W. Turner: *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels*, aus dem Englischen von Sylvia M. Schomburg-Scherff, mit einer aktuellen Einleitung von Erika Fischer-Lichte, Frankfurt a. M./New York, NY 2009, S. i–xxiii, hier: S. viii.

16 Hierbei handelt es sich um einen Punkt, der Turner durchaus selbst bewusst ist und den er, die potentielle Kritik vorwegnehmend, reflektiert; vgl. Turner: *Das Ritual* (Anm. 13), S. 124–125.

bilde des Übergangs als Konstrukt, in dem die Phasen nicht voneinander trennbar und letztlich obsolet wären.

Man kann durchaus bestätigen, dass sich das Drei-Phasen-Modell und hier insbesondere der favorisierte Zustand der Liminalität dazu eignet, literarische Figuren (z. B. der Phantastik¹⁷) oder Extremsituationen zu charakterisieren – doch in die Rolle des ›Grenzgängers‹ schlüpft am Ende wohl jeder einmal, wodurch die Figur das spektakuläre Moment einbüßt, und nicht jeder Übergang ist verknüpft mit einer expliziten Krisensituation oder ermöglicht ein ausgiebiges Spielen und Erproben des zugleich Erwarteten und Unbekannten.

Turner beschreibt das Verhalten des Individuums in der liminalen Phase als nicht mehr von Normen geleitet, den Raum, in dem es sich befindet, als frei von Hierarchien und stattdessen dominiert von einem spezifischen Gemeinschaftsgefühl, der sogenannten ›communitas‹,¹⁸ und den Zustand des rituellen Subjekts auf der Schwelle selbst als gekennzeichnet u. a. von Passivität, als den «einer *tabula rasa*, einer unbeschriebenen Tafel, auf die man das seinen neuen Status betreffende Wissen und die Weisheit der Gruppe schreibt»¹⁹ – doch lassen sich diese im Kontext einer dezidierten Ritualsymbolik getroffenen Annahmen trotz aller Nachvollziehbarkeit der Gedanken vollumfänglich und ohne jegliche Anpassung übertragen?²⁰ Ist es nicht vielmehr so, schaut man auf die Gesellschaft und ihr tatsächliches Funktionieren, dass sich das Individuum zu keiner Zeit außerhalb von hierarchischen Strukturen bewegt, dass ein Übergang nicht gleichzusetzen ist mit dem Ausleben von Extremen und dass sich die ›communitas‹ gegebenenfalls überhaupt nicht einstellt, da Übergänge zusehends individuelle Prozesse sind und nichts, woran die Majorität der Gemeinschaft teilhat? Weiterhin ist zu bedenken, ob die Annahme eines Zustands, in dem das Individuum frei von seiner Vergangenheit, Eindrücken des Gegenwärtigen und konsequent gedacht auch von jeglicher Erwartung hinsichtlich der Zukunft ist, nicht eine derart große Simplifizierung bedeutet, dass das Konzept des Übergangs zunehmend in die Sphäre des ›Wunderbaren‹ gerückt und von einer durch ihn mit hervorgebrachten Realität entkoppelt wird. Es zeigt sich, dass die bloße Projektion von Turners Phasenmodell und auch Turners Anpassung des Konzepts mit seinen Überlegungen zum Liminoiden nicht ausreichend sind, um Transitionsprozesse in ihrer Funktionsweise und Konsequenz beschreibbar zu machen. Im

17 Vgl. hierzu z. B. Sándor Klapcsik: *Liminality in Fantastic Fiction. A Poststructuralist Approach*, Jefferson, NC 2012; Clemens Ruthner: «Fantastic Liminality», in: Lars Schmeink/As-trid Bäger (Hgg.): *Collision of Realities. Establishing Research on the Fantastic in Europe*, Berlin u. a. 2012, S. 49–64; Markus May/Michael Baumann/Robert Baumgartner/Tobias Eder (Hgg.): *Den Drachen denken. Liminale Geschöpfe als das Andere der Kultur*, Bielefeld 2019.

18 Turner: *Das Ritual* (Anm. 13), S. 96–97.

19 Vgl. ebd., S. 102–103.

20 Vgl. ebd., S. 95.

Folgenden soll daher der Versuch einer alternativen, nicht auf Stufen oder Phasen angewiesenen Beschreibung unternommen werden, wobei betont werden muss, dass es sich dabei um nur *eine* Möglichkeit handelt, ein Angebot, denn ebenso wenig wie ‚der Übergang‘ im Singular existiert, gibt es den *einen* Zugriff auf ihn.

2001 hat sich Rüdiger Görner der Thematik in dem Band *Grenzen, Schwellen, Übergänge. Zur Poetik des Transitorischen* genähert und das Konzept v. a. in seiner ästhetischen Dimension ausgelotet. Seine Beispiele aus Bereichen wie der Lyrik, der Literaturübersetzung und Musik, anhand derer er grundlegende Charakteristika des Transitorischen herausarbeitet, reichen dabei von Goethe und Hölderlin über Hofmannsthal, Rilke und Kafka bis hin zu Richard Wagner, Ingeborg Bachmann und Heimito von Doderer. Amplifiziert durch den offensichtlichen Fokus auf das 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts identifiziert Görner das «Dazwischen» als den Ort, an dem man «es am ehesten antreffen [könne], das von Auflösungserscheinungen bedrohte Ich der Moderne, das sich weitgehend außerstande sieht, eindeutig da oder dort Position zu beziehen».²¹ Für Görner ist die Frage nach dem Übergang demnach auch immer eine Frage nach Identität und Selbstbestimmung. Dass diese auf Sprache angewiesene Selbstbestimmung auf Metaphern zur Artikulation eines von Dynamik geprägten Vorgangs zurückgreifen muss, leuchtet ein, ebenso Görners Herausstellung des mit Übergängen einhergehenden Risikofaktors und eine dem Anderswerden verpflichtete Dichotomie des Vorher/Nachher.²² Wie Turner in Ritualzusammenhängen sieht Görner das Subjekt als zumeist passiv partizipierend an dem, was ihm widerfährt²³ – eine Überlegung, bei der es sich lohnt, für das weitere Nachdenken über Transition anzusetzen, gerade auch bei dem Versuch, ihm schwerpunktmäßig eine andere Ausrichtung als die der Metapher zu geben. Einen Ausgangspunkt dafür bieten Latours Ausführungen zu den Modi der Existenz: Existenz, eine Präsenz von Bestand, basiert, so paradox es klingt, auf Diskontinuitäten, ist abhängig von Brüchen innerhalb des Gefüges, die überwunden werden müssen.²⁴ Andersheiten und Alterierungen und deren Erfahrung sind

21 Görner: *Grenzen, Schwellen, Übergänge* (Anm. 1), S. 9. Görners Formulierungen (welche sich nicht explizit im Kontext der Liminalitätsforschung verorten) rufen Turners in der Forschung nahezu exzessiv zitierte Beschreibung des Schwellenzustands in Erinnerung: «Die Eigenschaften des Schwellenzustands (der ‚Liminalität‘) oder von Schwellenpersonen (‚Grenzgängern‘) sind notwendigerweise unbestimmt, da dieser Zustand und diese Personen durch das Netz der Klassifikationen, die normalerweise Zustände und Positionen im kulturellen Raum fixieren, hindurchschlüpfen. Schwellenwesen sind weder hier noch da; sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen den vom Gesetz, der Tradition, der Konvention und dem Zeremonial fixierten Positionen» (Turner: *Das Ritual* [Anm. 13], S. 95).

22 Vgl. Görner: *Grenzen, Schwellen, Übergänge* (Anm. 1), S. 7.

23 Vgl. ebd., S. 7 und Turner: *Das Ritual* (Anm. 13), S. 95.

24 Vgl. Latour: *Existenzweisen* (Anm. 2), S. 155–188.

konstitutive Elemente von sowohl Subjekt- als auch Objektbiographien, und in der eingangs zitierten Passage der *Existenzweisen* fragt Latour nach den Modalitäten der Veranschaulichung solcher «Fortbewegungen, Ausschierungen, Transite». Bereits im Stellen dieser Frage wird die Schwierigkeit der Beschreibung evident:

Wie soll man solche Fortbewegungen, Ausschierungen, Transite genauer kennzeichnen? [...] für den Moment erkunden wir alle Formen von ALTERIERUNGEN. Ganz sicher aber ist: wenn wir aufgebrochen sind, wenn wir mitgegangen sind, so weil wir abgesandt worden sind. Aber wer hat uns abgesandt?²⁵

Die Kommunikation von Übergängen ist also durchaus kein banales Unterfangen. Dass Analogien und Metaphern bewährte Instrumente sind, um Veränderungen und Wandel zu schildern sowie zwangsläufige Leerstellen und Lücken innerhalb der Narration zu füllen, liegt auf der Hand, aber: Welche Alternativen stehen gegebenenfalls stattdessen oder zusätzlich – denn natürlich ist zu hinterfragen, ob ein Sprechen über Übergänge bar jeder Metapher überhaupt gelingen kann – zur Verfügung?

Vielleicht nicht zur endgültigen Beantwortung dieser Frage, wohl aber zu ihrer Erkundung bietet es sich an, sich mit Latour auf Kriterien zu verständigen, die Übergänge ausmachen, sozusagen die kleinsten gemeinsamen Nenner, die das Fundament bilden und dabei aber weiteren Ausbau und vielfältige Facettierungen erlauben. Wenn Latour den «Sprung» als essentiell herausstellt, um Existenzen Kontinuität im Angesicht ständiger Diskontinuitäten zu verleihen,²⁶ so lässt sich dem im Deutschen durch zwei Aspekte Nachdruck verleihen: Erstens tritt hervor, dass ein Übergang stets ein Phänomen ist, dessen generelle Natur dynamisch ist. Ein Prozess ist ein Vorgang, in dem sich alles in Bewegung befindet; bereits in Begriffen wie «Vorgang» und «Übergang» schlägt sich die Mobilität auf etymologischer Ebene nieder.²⁷ Analysiert man zusätzlich das Wort «Sprung», erklärt sich dessen Doppelbedeutung – ein Riss und eine Aktivität, die die horizontale Bewegung des Körpers durch eine vertikale ersetzt oder ergänzt – aus dem mittelhochdeutschen Substantiv «schrecke», hervorgegangen aus dem althochdeutschen «screcko», in dem das Erschrecken im Sinne einer Reaktion auf etwas Unerwartetes und der Sprung als die dem plötzlichen Gefühl äquivalente Bewegung zusam-

²⁵ Ebd., S. 349 (Hervorhebung durch Kapitalisierung im Original).

²⁶ Vgl. ebd., S. 284–286.

²⁷ Diese Dynamik trägt ebenfalls dazu bei, dass die Artikulation, Deskription und damit Externalisierung von Übergangserfahrungen als schwierig empfunden wird: Wie wird es möglich, über etwas zu sprechen, das ständig zu entgleiten droht und das sich in dem Moment, wo es benannt wird, bereits verändert hat, sich an einer anderen Stelle befindet?

mengeführt sind.²⁸ In dieser Perspektive inkorporiert der Sprung zugleich das, was es zu überwinden gilt – den Bruch, die Diskontinuität –, und das Mittel zu dessen Überwindung. Bei Übergängen handelt es sich so immer um besondere Anstrengungen: Der menschliche Körper bewegt sich regulär – außer, es kommen Hilfsmittel zum Einsatz oder die topographischen Gegebenheiten sind entsprechend – horizontal durch den Raum. Die vertikale Bewegung, wie sie im Rahmen eines Sprungs vollführt wird, stellt eine Abweichung von der Norm dar, die nicht aufrechterhalten werden kann, d. h.: Sie ist, ungeachtet der Umstände, stets zeitlich begrenzt.²⁹

Dass die Komponenten Zeit und Raum folglich bei der Beschäftigung mit Fragen der Mobilität natürlich immer mitzudenken und zu bedenken sind, bedarf keiner weiteren Betonung. Relevanter ist hier: Obwohl die auf Distanzüberwindung ausgerichtete Bewegung des Körpers der Horizontalen verpflichtet ist, kann ihre konkrete Beschreibung und Nachzeichnung nur unter Berücksichtigung des Vertikalen erfolgen, nämlich indem Koordinaten gesetzt werden, Punkte markiert, über die überhaupt erst eine durchgezogene Linie etabliert werden kann. Auch Rüdiger Görner hat auf die Bedeutung des Zusammenspiels der vertikalen und der horizontalen Dimension bei der Betrachtung von Übergängen hingewiesen:

Die Ästhetik des Übergangs ist demnach weniger eine Frage bloßer horizontaler Anordnung von Motiven; vielmehr geht es ihr um die vertikale Verankerung von Überleitungen. Sie stellt sich uns nicht als ein Verfahren dar, das einen schwebenden Zustand evo-

28 Vgl. Art. «schrücken, stv. I, 2.», in: *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch* von Matthias Lexer, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, <https://www.woerterbuchnetz.de/Lexer?lemid=S02503> [07.05.2023] und Art. «schrücken, swv.», <https://www.woerterbuchnetz.de/Lexer?lemid=S02504> [07.05.2023].

29 Kompensiert wird das Unvermögen zur konstant vertikalen Bewegung des Körpers, so könnte man überlegen, durch die Fähigkeit zur mentalen Durchdringung. Um es mit einem Beispiel aus der Literatur zu illustrieren: In «Une Charogne» aus den *Fleurs du Mal* kombiniert Charles Baudelaire die horizontale Bewegung des Körpers in Form des Spaziergangs mit der Geliebten mit der vertikal orientierten, mehrere organische Schichten durchdringenden Perspektive auf zunächst das auf dem Weg liegende Aas und dann die im Grab verwesende Geliebte. Interessant ist hier weiterhin, dass Baudelaire von einem unveränderlichen Kern spricht, «l'essence divine», die bewahrt bleibt trotz aller materiellen Übergänge bzw. des Übergangs von einer Form zur anderen, den Metamorphosen des Körpers und dem Aufgang des Körpers in einem Sonett. Die Fokussierung auf das Materielle als Beschreibungsgegenstand findet am Ende vor allem darum statt, um von ihm ausgehend auf das Transzendente zu verweisen. Anders formuliert: Die Beschreibung des Dings wird zur Voraussetzung, um Aussagen über das Transzendente zu treffen. Vgl. zu der im Konnex von Glauben und Wissen situierten Praxis des Schlusses vom Bekannten auf das Unbekannte auch die Ausführungen zu Augustinus bei Richard Sennett: *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*, Frankfurt a. M. 1994, S. 24.

zieren will; eher sucht es nach dem Ausdruck gewichtiger Leichtigkeit, nach einer dichten Serie von Schnittpunkten von Vertikalen und Horizontalen – in gedanklicher und gestalterischer Hinsicht.³⁰

Mit der Fokussierung des Gedanklichen und Gestalterischen verbleibt der Übergang im Raum der Metapher, des Symbolischen und der künstlerischen Auseinandersetzung; setzt man stattdessen aber bei der «vertikalen Verankerung von Überleitungen» an, ergibt sich eine Möglichkeit des Zugriffs auf ein Phänomen *in fluxus* in dem Moment, wenn man diese Verankerungen konkret macht: Denkt man an die menschliche Biographie, sind es meistens Stationen im Lebenslauf, die für die Rekonstruktion von Vorgängen und Veränderungen im menschlichen Leben herangezogen werden. Das birgt allerdings das Risiko, sich bei der Schilderung und Erklärung des Beobachteten in psychologisierenden Spekulationen über Motivationen zu verlieren. Um dies so weit wie möglich zu vermeiden, ist es wichtig, Abstand zum Individuum zu gewinnen und zu fragen, was diese Rekonstruktionen und Adaptionen ermöglicht, begünstigt, begleitet – und das sind neben zwischenmenschlichen Relationen und der lebensweltlichen Verortung anhand von Rollen bei der Etablierung neuer Identitäten, die an dieser Stelle nicht diskutiert werden sollen, in der Regel Objekte. In der *Vita activa* (zuerst als *The Human Condition* 1958, dt. 1960) hat Hannah Arendt die Durabilität der Dinge der endlichen menschlichen Existenz gegenübergestellt: Dadurch, dass Dinge den Menschen überdauern und so dem Raum Stabilität verleihen, schaffen sie eine Welt, die als Heimat empfunden werden kann – eine Dingwelt, an deren Schaffung und Fortbestand der Mensch aktiv beteiligt ist, insofern als er Dinge herstellt. Herstellung und damit Handwerk wird zu einem Akt, der gegen die eigene Vergänglichkeit arbeitet.³¹ Arendt fährt fort, nicht nur das Vorhandensein von Dingen, sondern explizit die wechselseitigen Relationen und Abhängigkeiten von Subjekt und Objekt zur essentiellen *Bedingung* menschlicher Existenz zu erheben:

Was immer menschliches Leben berührt, was immer in es eingeht, verwandelt sich sofort in eine Bedingung menschlicher Existenz. Darum sind Menschen, was auch immer sie tun oder lassen, stets bedingte Wesen. Was in ihrer Welt erscheint, wird sofort ein Bestandteil der menschlichen Bedingtheit. Die Wirklichkeit der Welt macht sich innerhalb menschlicher Existenz als die diese Existenz bedingende Kraft geltend und wird von ihr als solche empfunden. Die Objektivität der Welt – ihr Objekt- und Ding-Charakter – und die menschliche Bedingtheit ergänzen einander und sind aufeinander eingespielt, weil menschliche Existenz bedingt ist, bedarf sie der Dinge, und die Dinge wären ein

³⁰ Görner: Grenzen, Schwellen, Übergänge (Anm. 1), S. 128.

³¹ Vgl. Hannah Arendt: *Vita activa oder vom tätigen Leben*, 4. Auflage, München 1985, S. 14. Vgl. in kritischer Auseinandersetzung Richard Sennett: *Handwerk*, 3. Auflage, Berlin 2008, S. 13–18.

Haufen zusammenhangloser Gegenstände, eine Nicht-Welt, wenn nicht jedes Ding für sich und alle zusammen menschliche Existenz bedingen würden.³²

Spitzt man diesen Gedanken weiter zu, kehrt sich die zwischen Menschen und Dingen etablierte Hierarchie zugunsten der Objekte sogar um: Am 2. Dezember 1922 schreibt Rainer Maria Rilke aus Muzot an Ilse Jahr: «Du fühlst es ja: Meine Welt beginnt bei den *Dingen* –, und so ist in ihr auch der mindeste Mensch erschreckend groß, ja beinahe ein Übermaß.»³³ Doch so weit soll an dieser Stelle nicht gegangen werden.³⁴ Auf die Relevanz der *materiellen* Verankerung zuvor-derst mental repräsentierter Konzepte hat Edwin Hutchins 2005 aus kognitions-wissenschaftlicher Perspektive hingewiesen: Über materielle und damit in sich möglichst unbewegliche, d. h. stabile Strukturen können fließende und damit schwer greifbare Prozesse punktuell und temporär fixiert werden, so dass es möglich wird, Aussagen über ihre Manifestationsform zu eben jenem Zeitpunkt und in Kombination mit weiteren Fixpunkten über den ganzen Vorgang zu treffen.³⁵

Wenn hier nun von der Omnipräsenz des Phänomens «Übergang» im *menschlichen* Leben gesprochen wird, offenbart sich die Tendenz, beim Sprechen über Transition den Menschen ins Zentrum zu stellen. Dass diese Perspektive favorisiert wird, ist sehr naheliegend, schon allein aufgrund des Menschseins der Sprechenden, welches die menschliche Perspektive zwangsläufig als diejenige etabliert, zu der die geringste Distanz existiert. Dieser Anthropozentrismus ver-stellt aber potentiell den Blick auf einerseits die Dinge, die Objekte, die Übergänge begleiten, die Übergänge überhaupt erst ermöglichen bzw. diese verhindern,

32 Ebd., S. 16.

33 Rainer Maria Rilke: «49. An Ilse Jahr», in: Ders.: Gesammelte Briefe, Bd. 5: Briefe aus Muzot. 1921 bis 1926, hgg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber, Leipzig 1940, S. 168 (Kursivierung im Original Sperrdruck).

34 Vgl. in diesem Kontext auch die Arbeiten der Material Culture Studies und des Speculative Realism, z. B. Tim Ingold: «Toward an Ecology of Materials», in: Annual Review of Anthropology 41 (2012), S. 427–442 und Graham Harman: Object-Oriented Ontology. A New Theory of Everything, London 2018.

35 «A mental space is blended with a material structure that is sufficiently immutable to hold the conceptual relationships fixed while other operations are performed. [...] Blending with material anchors may increase the stability of conceptual structure, enabling more complex reasoning processes than would be possible otherwise. In some cases, the conceptual structures to be represented and manipulated are so complex that they cannot possibly be given stable representation using mental resources alone. In order to produce and manipulate a stable representation of the conceptual elements involved in such computations, the elements must be somehow held (or anchored) in place. The «holding in place» is accomplished by mapping the conceptual elements onto a relatively stable material structure. This is how a material medium becomes an anchor for a conceptual blend.» Edwin Hutchins: «Material Anchors for Conceptual Blends», in: Journal of Pragmatics 10 (2005), S. 1555–1577, hier: S. 1562.

die häufig am Anfang eines Übergangsprozesses stehen oder sich als dessen Resultat manifestieren und entsprechend über eine unmittelbare materielle Präsenz im Raum verfügen, im Gegensatz zu z. B. einer veränderten Perspektive, die zunächst einmal im Geist zu verorten ist. Weiterhin negiert er tendenziell den Umstand, dass auch Objekte und Materialien verschiedene Stadien durchlaufen – sie sind nicht nur Begleitung oder Beiwerk des Übergangs, sie sind selbst davon betroffen. Ein Übergang geht also nicht spurlos vonstatten, sondern hinterlässt ein Relikt des Vorgangs, sei es ein unterschriebenes Formular, sei es ein Werk aus einer neuen Schaffensphase, welches in Beziehung gesetzt werden kann zu den Perioden, die vor, nach oder parallel zu dem fokussierten Zeitpunkt anzusiedeln sind. Das ›Überbleibsel‹ erinnert an den Übergang und ist zugleich ein in der Gegenwart vorhandener ›Rest‹ von dem, was passiert ist;³⁶ seine Form ist zwingenderweise nicht festlegbar, sondern abhängig vom jeweiligen Kontext, Zweck und Ziel. Es sei daher an dieser Stelle explizit betont, dass es im Rahmen der vorliegenden Erkundungen nicht darum gehen kann und soll, eine Definition für Übergangsobjekte oder Ähnliches zur Diskussion zu stellen. Die auf der Hand liegende Heterogenität der Objekte, die in Transitionsprozesse involviert sind, und ihrer Funktionen sowie die Individualität der Prozesse allgemein verhindern eine Festlegung auf bestimmte Objekttypen oder -arrangements, die letztendlich auch nicht zielführend wäre.³⁷

Wendet man nun den Blick zumindest temporär ab vom Menschen bzw. gibt die sich intuitiv ergebende Perspektive, die das Individuum und damit das lebendige, humane Element ins Zentrum des Prozesses stellt, auf und wendet sich den Dingen zu, die das Individuum umgeben und in seinen Prozessen stets begleiten, die Bewegungen mitmachen, von ihrer Natur aus aber unveränderlich sind bzw. unveränderlicher als das Individuum, berücksichtigt man Objekt-Zei-

36 Vgl. Mark Payne: *Hontology. Depressive Anthropology and the Shame of Life*, Winchester, UK/Washington, DC 2018, S. 31–32.

37 In mancher Hinsicht weisen bestimmte den Übergang solidierende und fazitätierende Objekte Gemeinsamkeiten auf mit dem Konzept der Grenzobjekte bzw. ›boundary objects‹, von Susan Leigh Star zuerst 1988, dann 1989 in einem Aufsatz mit James Griesemer erörtert. Grenzobjekte (die nicht separat von sie umgebenden Handlungen und Arrangements betrachtet werden können) entstehen in der Regel beim Versuch, eine Lösung zu finden für Probleme, die bei der Interaktion unterschiedlicher Parteien mit unterschiedlichen Interessen entstehen; sie verbinden disparate soziale Welten, indem sie für jede Gruppe auf eigene Weise interpretiert und genutzt werden können, dabei in ihrer grundlegenden Identität aber bestehen bleiben. Vgl. Susan Leigh Star: «The Structure of Ill-Structured Solutions. Boundary Objects and Heterogeneous Distributed Problem Solving», in: Michael N. Huhns/Les Gasser (Hgg.): *Readings in Distributed Artificial Intelligence*, 2. Auflage, Menlo Park, CA 1989, S. 37–54; Dies./James Griesemer (1989): «Institutional Ecology, ›Translations‹ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39» in: *Social Studies of Science* 19/3 (1989), S. 387–420.

ten des Wandels, der Zersetzung und des Verfalls, die sich von den Zeiten des Subjekts unterscheiden, dann wird schnell deutlich, dass es mit Blick auf die Untersuchung von Übergängen produktiv sein kann, Aussagen über das Individuum und seine Bewegungen zu treffen, wenn man von der Perspektive des Objekts ausgeht.

Von den Objekten kommt man, wenn man einkalkuliert, dass diese hergestellt, durch oder während des Übergangs hervorgebracht werden, auf einen weiteren für die Betrachtung von Übergängen zentralen Aspekt: Sie sind das Ergebnis von Handlungen, was bedeutet, dass ihnen eine Aktivität vorausgegangen ist. Aktivitäten wiederum finden statt unter Ausübung bestimmter Rollen und in vorhandenen Strukturen, selbst wenn sie auf das Erschaffen neuer Strukturen abzielen. Diese Strukturen und Rollen müssen extrahiert werden, ebenso wie vorausgehend die partizipierenden Akteure identifiziert und verortet sowie die jeweiligen zum Einsatz kommenden Techniken identifiziert werden müssen, denn dass es beim Externalisieren von Transitionsprozessen auch um Techniken des Übergangs gehen muss, wird klar, wenn man sich erinnert, dass Handlung, Aktion eine Voraussetzung auch des Übergangs ist in dem Moment, wenn von Übergängen die Rede ist, die das Individuum nicht nur passiv mit sich geschehen lässt, sondern die von ihm selbst initiiert werden, zielgerichtet, um bewusst Veränderung herbeizuführen. Die Fähigkeit zum Übergang und seine Techniken werden somit zu zentralen Komponenten für die Ausgestaltung menschlicher Existenz. Latour hält in der oben zitierten Passage fest, dass ein Übergang einer Initiierung bedarf, man ist «abgesandt» worden; offen bleibt an dieser Stelle nur, wer den Vorgang auslöst.³⁸ Entscheidet man sich dafür, den Fokus auf die Aktivität und das Handeln des Individuums zu legen, kann die potentielle Antwort lauten: Das Individuum selbst ist es.

Man kann vorläufig festhalten: Die sowohl bei Turner als auch Görner postulierte Passivität des Subjekts im Übergang steht konträr zu den festgestellten unmittelbaren Zusammenhängen von Übergängen mit Aktivitäten und Handlungen, sei es Bewegung durch den Raum, sei es das Ausüben einer Tätigkeit, sei es die Schaffung eines Gegenstandes. Noch einmal explizit zusammengefasst: Es geht der hier vorgestellten Option, Übergänge beschreibbar, dokumentierbar, greifbar und vielleicht auch nachvollziehbar zu machen auf einer Ebene, die nicht gleichzusetzen ist mit der Analyse von Motivationen, Stimmungen und Mentalitätswandeln, nicht um z. B. biologische oder meteorologische Übergänge, das Altern, den Stoffwechsel, die Jahreszeiten, Übergänge also, denen man prinzipiell ausgeliefert ist, die eine primär passive Rolle bedingen, auch wenn selbstverständlich zusehends Anstrengungen unternommen werden (oder bereits unternommen worden sind), dies zu ändern. Fokussiert werden also nicht diejenigen

38 Vgl. Latour: Existenzweisen (Anm. 2), S. 349.

Übergangsprozesse, die nur begrenzt beeinflusst oder gesteuert werden, sondern diejenigen Übergänge, die bewusst initiiert werden und zielführend einsetzen können. Damit wird ein Bereich aufgerufen, der von Michel Foucault treffend als ‹Technologien des Selbst› bezeichnet worden ist. Foucault differenziert vier Typen «spezieller Techniken, welche die Menschen gebrauchen, um sich selbst zu verstehen»: Technologien der Produktion, Technologien von Zeichensystemen, Technologien der Macht und die Technologien des Selbst:

Technologien des Selbst [sind es], die es dem Einzelnen ermöglichen, aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen mit dem Ziel, sich so zu verändern, daß er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt.³⁹

Bei Foucault ist herauszulesen, dass es der Wunsch nach Veränderung ist, der dazu führt, dass ein Übergang anhand spezieller Techniken und Operationen erst gedacht, dann ausgelöst, dann durchgeführt wird. Das Individuum ist entsprechend selbst in der Lage, eine Zustandsveränderung zu avisieren bzw. zu forcieren und sich das Wissen darüber zu verschaffen, wie es dieses Ziel erreicht und welche Methoden, Materialien und Partner in diesem Zusammenhang zum Tragen kommen. Denkt man beispielsweise an die Statusveränderung ‹verheiratet›/‹unverheiratet›, weiß man, dass es für das Gelingen zunächst einmal jemanden braucht, der geehelicht werden kann; sukzessive müssen, um dem neuen Status ‹verheiratet› Wirkkraft und Anerkennung zu verleihen, auch weitere Instanzen hinzugezogen werden, in unserer Gesellschaft primär bürokratische, trotz möglicher im Ritual behafteter Bestandteile, die weitere Strukturen des Vorgangs vorgeben und legitimierend wirken, indem sie nicht nur personell, ‹kraft des Amtes›, sondern auch materiell, durch Dokumente und Unterschriften, den Vorgang Statusveränderung nicht nur gelingen lassen, sondern auch zum zumindest vorläufigen Abschluss bringen.

Allerdings ist es nicht nur das Individuum, das Übergänge, die es durchlebt, initiieren kann, sondern ebenso besteht die Möglichkeit, dass das Individuum eine Veränderung durchläuft, die von einer übergeordneten Instanz ‹angeordnet› worden ist, um im Individuum Veränderung herbeizuführen (und hier sind es konsequent mit Foucault gedacht auch die ‹Technologien der Macht›, die zum Tragen kommen⁴⁰). Anhand eines Beispiels, das seinen Ausgang in den Ar-

³⁹ Michel Foucault: «Technologien des Selbst», in: Ders./Rux Martin/Luther H. Martin/William E. Paden/Kenneth S. Rothwell/Huck Gutman/Patrick H. Hutton: *Technologien des Selbst*, hgg. von Luther H. Martin, Huck Gutman und Patrick H. Hutton, Frankfurt a. M. 1993, S. 24–62, hier: S. 26.

⁴⁰ Vgl. ebd., S. 26–27. Biopolitische Fragen nach den Technologien der Macht und Beherrschung und ihre Wirkung auf den menschlichen Körper durchziehen, wie er auch selbst kon-